



„Alles so bunt hier. Ich kann mich gar nicht entscheiden“. Wahlfreiheit oder Leitbild? Ein europäischer Vergleich

Vortrag von Prof'in Dr. Barbara Vinken,
Universität München (LMU), auf der Netzwerk W-
Veranstaltung am 6. Mai 2014 in Moers*

1

Meine Damen und Herren, mit den Geschlechterrollen, den Frauen- und Männerbildern, ist das so eine Sache. Erstens kann man sie nicht einfach abstreifen und selbstbestimmt ganz frei selbst entscheiden, etwa nach dem Motto: Emanzipation von der Emanzipation etwa, wie das unsere ehemalige Familienministerin vorschlug. Rollenerwartungen, Rollenbilder gibt es und sie haben zudem eine ganz erstaunliche Beharrungskraft. Sie bestimmen uns hinter unserem Rücken, ob wir das wollen oder nicht. Sie sind wie Gemeinplätze, die unser Weltverhältnis strukturieren.

Jede Generation muss sich deshalb immer wieder neu die Gemeinplätze vor Augen führen, um überhaupt nur in die Situation einer freien Entscheidung zu kommen. Wenn wir etwas verändern wollen, ist es unsere Aufgabe, diese Rollenerwartungen überhaupt erst sichtbar zu machen. Geschichte und Geschichten sind da immer gut, um die erstaunliche Beharrlichkeit solcher Muster vor Augen zu führen. Andererseits zeigt uns aber gerade ein Blick in die Geschichte die erstaunliche Wandelbarkeit dieser Rollenerwartungen und Ideale, auch wenn diese Wandlungen oft Jahrhunderte in Anspruch nehmen. Deswegen möchte ich heute mit einer radikalen Alteritätserfahrung beginnen: Dem Ideal der Braut Christi, das sich in der Spätantike herausbildete, um in der Renaissance von den protestantischen Reformen hinter sich gelassen zu werden, die katholischen Länder aber bis ins 19. Jahrhundert bestimmte.

Es geht, Sie werden es gleich sehen, um Berufung, Beruf und Familie. Héloïse, die zu Beginn des 12. Jahrhunderts auf der Ile de la cité in Paris wohnte, um später ihre Abtei in Argenteuil aufzubauen, war eine der wichtigsten mittelalterlichen Äbtissinnen. Aber bevor sie hochverehrt als einflussreiche Institutionengründerin starb, hatte sie eine bewegte Geschichte. Das für seine Bildung stadtbekanntes Mädchen bekam zur Vervollkommnung ihrer Erziehung einen Hauslehrer, den berühmten Philosophen Abélard. Ihre Hände irrten aber von den Büchern zum Busen, ganz Paris piff ihre Leidenschaft von den Dächern und schon bald war Héloïse schwanger. Ihre schockierte Familie drängt auf Ehe; Héloïse

hält ein langes Plädoyer, warum ein Philosoph, ein Mann des Geistes, unmöglich mit den Sorgen von Haushalt und Vaterschaft belastet werden kann. Sein Genie würde zwischen finanzieller Krämerei und Kindergebrüll vor die Hunde gehen. Abélard kann und soll sie, die Hochschwangere, nicht heiraten. Obschon Abélard Héloise heiratet, wird er aus Rache von ihrer Familie kastriert. Abélard bewegt Héloise danach dazu, den Schleier zu nehmen und tritt auch selber in ein Kloster ein. Sehr viel später – da ist sie eine der einflussreichsten Äbtissinnen und er einer der bedeutendsten Philosophen seines Jahrhunderts - schreibt er ihr einen Brief, wie glücklich es wäre, dass sie nicht habe in Fleischeslust und Schmerzen Kinder gebären müssen und sich dem Studium habe widmen können, statt Windeln zu waschen. So sei ihr Leben mit ihren geistigen Töchtern in keuscher Liebe unendlich fruchtbarer. Während sie sonst unter ihrem Ehemann gestanden hätte, stünde sie jetzt als Braut Christi, als von Gott geliebte Äbtissin weit über allen anderen Männern und Frauen, ja selbst hoch über den Priestern, den Knechten Gottes.

Kurz, bis weit ins 19. Jahrhundert hinein war das weibliche, ideale Rollenbild nicht die Ehefrau und Mutter, sondern die geistige Mutter und die Braut Christi. Ob eine Ehe mit einem philosophischen Dasein verbindbar war, war aber auch für die Männer nicht ausgemacht. Die Rolle des Ehemannes und Hausvaters war mit der Liebe zur Philosophie nicht zu vereinbaren.

Geschlechterrollen sind schon immer hochumkämpftes, ideologisches Terrain. Und mitten in einem dieser Kämpfe befinden wir uns heute wieder. In diesem Kampf ist es bisher in Deutschland nicht gelungen, nach der Ehefrau, Mutter und Hausfrau ein neues Ideal zu entwickeln, das auf gesellschaftlichen Konsens stieße. Stattdessen befinden wir uns in einem Rollenkonflikt. Die Dynamik dieses Konfliktes, in der jede junge Frau steht, gilt es zu ergründen. Auf der männlichen Seite scheint mir dieser Konflikt nicht so ausgeprägt zu sein.

Letztes Jahr sagte Kardinal Meißner, dass die Familienpolitik der Bundesregierung völlig verfehlt sei. Diese Politik nämlich habe zur Aufgabe, es Frauen zu ermöglichen, drei oder vier Kinder zu bekommen und zu Hause zu bleiben. Die Aussage ist auf lebhaftesten Protest gestoßen: Moralpredigt, Eingriff in die Bevölkerungspolitik, die an die NS Zeit erinnere etc. Das wichtigste Argument gegen Meißner ist aber nicht gefallen.

Und dass dieses Argument nicht gefallen ist, scheint mir symptomatisch für die deutsche Situation. Denn der Kardinal irrt sich. Er weiß nicht, was er sagt. Frauen bekommen nicht deswegen in Deutschland wenig Kinder, weil sie unbarmherzig in Karrieren oder jedenfalls auf den Arbeitsmarkt gedrängt würden. Frauen bekommen im Schnitt mehr als zwei Kinder - und das heißt in vielen Fällen drei und manchmal sogar vier Kinder - in den Ländern, wo es gerade nicht heißt, dass sie deswegen zu Hause bleiben sollen, müssen, wollen.

Frauen entscheiden sich heutzutage für Kinder, wenn das Mutterwerden und die Mutterrolle des 19. Jahrhunderts nicht dasselbe sind. Kurz, Frauen bekommen drei oder vier Kinder in Ländern, in denen das Kinderkriegen nicht mit einer Regression in eine von fast allen für überholt gehaltene Geschlechterrolle wie die der Ehefrau, Hausfrau und Mutter zusammenfällt. Länder, in denen es nicht das Selbstverständlichste von der Welt ist, dass Frau ihren Ehrgeiz, die intellektuelle Stimulanz, das Selbstwertgefühl, die Lust und vor allen Dingen ihre finanzielle Autonomie an den Nagel hängt, wenn sie Mutter wird. Frauen werden gerne und mehrmals Mutter in den Ländern, in denen Schlagzeilen wie die von Christina Schröder: „Ich bin lieber Mutter als Ministerin“ schlicht nicht verstanden werden. Was soll das heißen? Was das eine auf Kosten des anderen? Warum nicht beides? „Ich bin liebend gerne Mutter und Ministerin. Für mich ist das keine doppelte Last, sondern doppelte Lust.“ Das wäre der Sprechakt, der zu mehr Kindern führt. Segolène Royal, der französischen Präsidentschaftskandidatin, kam es gar nicht in den Sinn, Mutterrolle und Anwärtlerin auf das höchste Amt im Staat gegeneinander abzuwägen. Kurz, Frauen bekommen dann Kinder, wenn sie nicht auf eine antiquierte Mutterrolle festgenagelt und in dieser geschützt werden, sondern wenn sie als Berufstätige mit einer besonderen Befähigung – nämlich der, Kinder zu gebären – von der Gesellschaft, von der Wirtschaft, vom Staat gefördert werden. Gerade wenn sie als Mutter nicht nach Hause geschickt werden, sondern ihren Platz in der Welt nicht verlieren, bekommen Frauen Kinder. Wenn Mutterwerden nicht Karriereeinbuße oder gar Karriereverlust nach sich zieht. Oder um es mit dem Schweizer, in diesen Dingen so maßgeblichen Pädagogen und Reformers Pestalozzi zu sagen: wenn eine Mutter Weltweib bleiben kann – für Pestalozzi natürlich der Horror schlechthin.

In Deutschland sind wir von solchen europäischen Verhältnissen, in denen Mütter auch Weltweiber, mondän, berufstätig, glamourös und unabhängig sein dürfen, weit entfernt. Frau von der Leyen, die sieben Kinder und außerdem eine beachtliche Karriere hat und damit eine mächtige Frau ist, wurde zu Anfang im ‚Focus‘ als „artifizielle Ausnahme“ beschimpft. Jede Politikerin muss der ganzen Welt erklären, was in andern Ländern gar kein Thema ist: Wie sie das nämlich schaffe, Kinder und Karriere unter einen Hut zu bringen. Frau Schröder-Köpf hat dieses deutsche Credo in einem länger hinter uns liegenden Wahlkampf auf den Punkt gebracht: Frau Merkel, sagte sie, könne die Frauen in Deutschland nicht vertreten, weil sie das Hin- und Hergerissen-sein, den Konflikt zwischen Muttersein und Beruf nicht kenne. Es ist nicht das Muttersein, sondern der Konflikt zwischen Kind und Karriere, der ontologisch die deutsche Frau auszumachen scheint. Das Stillgestellt-sein im Zerrissen-sein, die auf Dauer gestellte Krise, das permanente schlechte Gewissen: Das ist es, was eine Frau hierzulande zur Repräsentantin ihres Geschlechtes befähigt. Konfliktfrei und mit gutem Gewissen ist beides, Kinder und Karriere, nicht zu haben. Frau Merkel ist sich darin mit Frau Schröder-Köpf ganz einig:

Denn schließlich hat sie des Öfteren zum Besten gegeben, dass sie nicht da wäre, wo sie ist, hätte sie Kinder gehabt. Frauenprobleme sind ihre nicht.

Dank und nicht trotz dieses Credo sind die demographischen Daten in Deutschland nicht gerade erheitend. Mit 1,3 Kindern pro Frau steht die Bundesrepublik auf einem der weltweit letzten Plätze. Aber nicht nur das: Sie steht auch, was die Gehaltsunterschiede zwischen Männern und Frauen und weibliche Karrieren angeht, irgendwo ganz hinten in Europa, immerhin noch kurz vor Zypern. Die ohnehin beeindruckende Einkommensschere zwischen Männern und Frauen öffnet sich weiter. Kurz gesagt, verbindet sich eine niedrige Geburtenrate mit einem im internationalen Vergleich unterdurchschnittlichen Anteil Vollzeit berufstätiger Frauen. Der Prozentsatz der Frauen, die weder Jungfrauen noch Jungesellinnen sind, sondern als verheiratete Frauen kinderlos bleiben, liegt vor allen Dingen bei den gutausgebildeten Frauen mit Universitätsdiplom bei weit über einem Drittel - und das ist das eigentliche deutsche Rätsel. Ich denke, das ist der höchste Prozentsatz der Welt.

Für das deutsche Credo, dass Kinder und Karriere, Familie und ein anspruchsvoller Beruf, nicht zu vereinbaren sind, wird seit kurzem ein amerikanischer Konflikt – oder besser, das, was man dafür hält, ins Feld geführt: Sheryl Sandberg, CEO von Facebook, mit ihrem Buch ‚Lean in‘ - was man vielleicht am besten mit „Mädchen, halt Dich ran“ übersetzen würde - wird gegen Anne-Maries Slaughters Rücktritt als Clinton-Beraterin letztes Jahr in Washington gestellt. Während Sandberg Kinder und Karriere für Männer und Frauen für vereinbar halte, würde Slaughters Rücktritt zeigen, dass Frauen beides nicht haben können. Tatsächlich sind Sandberg und Slaughter gar nicht weit voneinander entfernt. Anne Marie Slaughter ist nicht zurückgetreten, um sich als Mutter zweier Söhne Kindern und Haushalt zu widmen. Sie ist auf eine der bestbezahltesten und einflussreichsten Professuren in Princeton zurückgekehrt – die ihr eben das erlaubt, was ihr der stählerne Stundenplan des Jobs in Washington nicht erlaubte: Flexibilität. Geschätztes Jahreseinkommen, jetzt von mir: 300 000 Dollar, und damit liege ich wahrscheinlich noch deutlich zu niedrig. Das ist doch etwas ganz anderes, als wenn hierzulande eine Bankdirektorin glaubt, beim ersten Kind ihren Job an den Nagel hängen zu müssen. Anne Marie Slaughter möchte wie Sheryl Sandberg Familie und Karriere kompatibel machen und plädiert für radikale Flexibilisierung, die nicht präsenz-, sondern ergebnisorientiert ist. Eine solche radikale Flexibilisierung würde es erleichtern, für Männer und für Frauen Kinder und Karriere unter einen Hut zu bringen, ohne die Kinder komplett, wie es so schön heißt, outzusourcen und das heißt nach amerikanischen Arbeitsverhältnissen nur noch am Wochenende für ein paar Stunden sehen zu können. Slaughter protestiert gegen etwas, was bei uns als „Eliteproblem“ sowieso nicht ernst genommen wird und das es in dieser Weise auch gar nicht gibt: Gegen das Faktum nämlich, dass die „Hälfte der Absolventen der US-Top-Universitäten Frauen sind, der Anteil der Frauen in Führungspositionen jedoch knapp unter 20% liegt“ (Cicero). Von solchen Verhältnissen können wir in

Deutschland mit ganzen 4% Frauen in Führungspositionen sowieso nur träumen. Das sind unsere Probleme schlicht nicht und diese extremen Fragen von Work-Life Balance auf das deutsche Feld zu beziehen, scheint mir verfehlt.

Wie wir alle wissen, ist es um weibliche Karrieren UND um Kinderzahlen in Deutschland besonders schlecht bestellt – und es gilt zuallererst, dieses Junktim überhaupt zu verstehen. In Gesellschaften in denen Kinder und Beruf, Familie und Welt als kompatibel gelten, gibt es die meisten Kinder. Vorgelebte Gleichstellung zwischen Frauen und Männern sorgt für Kinderreichtum.

Interessanterweise war es die CDU, die versucht hat, diese Erkenntnis und diese in den Nachbarländern vorgelebte Praxis in die Realität umzusetzen. Unter der Ägide von Frau von der Leyen ist es in Deutschland zu einer radikalen Wende in der Familienpolitik gekommen. Zum ersten Mal nach dem zweiten Weltkrieg schickte man sich an, den deutschen Sonderweg zu verlassen, die vierzigjährige Verspätung in Sachen europäische Familienpolitik aufzuholen und sich auf den mühsamen Weg nach Westeuropa zu machen.

Davor hatte man in der BRD parteiübergreifend - und in schroffem Unterschied zu unseren europäischen Nachbarn - nicht auf ausserhäusige Kinderbetreuung, auf Kinderkrippen, Kindergärten, und Ganztagschulen, sondern auf die Stärkung der Ehe als Versorgungsinstanz gesetzt. Wenn nicht die Einverdiener-Ehe, so war doch die Ehe, in der die Ehefrau "dazuverdient", das Leitbild. Das Ehegattensplittung – wohlgerne kein Familiensplittung wie in Frankreich - und die Versicherungsregeln subventionieren mit hohen Kosten den Austritt auch der kinderlosen Ehefrau aus dem Berufsleben – und in denselben Genuss kommen jetzt die homosexuellen Partnerschaften auch. Schutz von Ehe und Familie heißt in Deutschland nicht, es der Mutter zu ermöglichen, was fast jeder Vater praktiziert: nämlich Kinder und einen erfüllenden Beruf zu haben. Schutz von Ehe und Familie heißt in Deutschland, den Ehemann in die Lage zu versetzen, die Ehe ob mit oder ohne Kind zur Versorgungsanstalt zu machen. Dass in ganz wenigen Fällen die Ehefrau diese Rolle einnimmt, ändert an diesem Schema, meine ich, grundsätzlich nichts.

Verschleiert wurden die harten Fakten dieser Politik unter dem Stichwort der "Vereinbarkeit von Familie und Beruf" und der "partnerschaftlichen Umverteilung der Aufgaben", sprich "Neue Väter". "Vereinbarkeit" hieß im Klartext die Integration der Mutter in den Arbeitsmarkt unter Ausnahmebedingungen: dreijährige Erziehungspause bei Garantie des Erhalts der Stelle – eine Maßnahme, die de facto die Mütter aus dem Arbeitsmarkt herauskomplementierte und – Halbtagsstellen. "Vereinbarkeit" bedeutet in der Realität der Arbeitswelt, dass weibliche Berufswege vom Dreiphasenmodell geprägt sind: Ausbildung und erste Berufserfahrung, dann der weitgehende oder völlige Ausstieg aus dem Beruf und Konzentration auf die Familienphase, anschließend Rück

kehr in den Beruf. Diese Rückkehr, wenn sie überhaupt stattfindet, erfolgt zu desaströsen Bedingungen. Die Karriereschritte, die die Männer in der Zeit gemacht haben, sind unterblieben. Er ist etwa in dieser Zeit Manager geworden, sie steigt als freie Mitarbeiterin einer Provinzzeitung ein. In dieser Art von Mutterschutz, die zu einer Ghettoisierung von Müttern und Kindern führte und die Frauen dauerhaft erfolgreich aus den Karrieren kickte, war Deutschland international führend. Mütter als gleichberechtigte Konkurrenten auf dem Arbeitsmarkt gab es in dieser Vorstellung nicht.

Mit dem Elterngeld, dem Anspruch auf einen Kitaplatz ab einem Jahr, dem vermehrten Einrichten von ganztägigen Kindergärten zeichnete sich zum ersten Mal eine Alternative von der Subvention der Einverdiener-Ehe oder bestenfalls der Dazuverdiener-Ehe ab. Denn an diesem Modell hatte die Propagierung der neuen Väter nie wirklich etwas geändert. Statt über die müßige Frage zu streiten, wer denn nun, der Vater oder die Mutter, die Kinder wickelt, hatte man sich jetzt dazu entschlossen, das auch einmal anderen Leuten zu überlassen. Die tatsächliche Vereinbarkeit von Beruf und Familie schien zum ersten Mal auch für Frauen in greifbare Nähe zu rücken.

Wie wir wissen, ist es zu einer Rolle rückwärts gekommen – Herdprämie, unangetastetes Ehegattensplitting etc. Es ist nicht gelungen, die deutsche Familienpolitik an Westeuropa anzuschließen. Es ist nicht gelungen, ein gesellschaftliches Leitbild zu entwickeln, das auf breite Zustimmung gestoßen wäre und das ich mit dem Satz ‚ganz entspannt Mutter und Zahnärztin‘ auf den Punkt bringen möchte. Dass das nicht gelingen würde, hätte allen schwanen können. Die damalige Allensbachumfrage zu den "Einflussfaktoren auf die Geburtenrate - Ergebnisse einer Repräsentativbefragung der 18- 44-jährigen Bevölkerung" kommt zu verblüffenden Ergebnissen. Die Allensbachstudie kann man pointiert folgendermaßen zusammenfassen: Berufstätigkeit und Kinder - wir sind im Jahre **2005** - werden in Deutschland nicht als vereinbar, sondern als alternativ aufgefasst. Und ich zitiere: "Mehr als in anderen Ländern dominiert in Deutschland die Überzeugung, dass sich Berufstätigkeit und Mutterschaft nur schwer vereinbaren lassen." – und das ist keine empirische, sondern eine normative Aussage.

"Lediglich 8% der 18- 44-Jährigen plädieren dafür, dass eine junge Mutter im vollen Umfang berufstätig bleibt; 49% favorisieren den Übergang in eine Teilzeitbeschäftigung, 29% den völligen Ausstieg aus dem Beruf. Damit ist zwar nicht der völlige Ausstieg, aber doch eine erhebliche Reduktion der beruflichen Tätigkeit das Ideal - aus der Sicht von Frauen noch mehr als aus der Sicht von Männern."

Vollkommen einig ist sich die überwältigende Mehrheit der Frauen unabhängig davon, ob sie Kinder bekommt oder nicht, darin, dass beides, Kinder und Karriere, nicht geht. *How German is it?* Die deutscheste aller deutschen Überzeugungen ist zweifelsfrei die, dass die Erziehung der Kinder ins Haus, in die Hände der Mütter gehört. Und diese Überzeugung wird vor allem vom Bürger- und Kleinbürger

tum - also den Frauen mit Hochschulabschluss - getragen. Bedingung für das Wahrwerden des Kinderwunsches sind deshalb nicht gesicherte Betreuungsmöglichkeiten für die Kinder: Lediglich 25% der 18-44-Jährigen machen dies zur Bedingung. Bedingung ist, dass nur einer arbeiten muss, um ein für die Familie ausreichendes Einkommen zu verdienen; das geben 60% als Bedingung für das Kinderkriegen an. Weil Frauen als Mütter mit ihrem Ausscheiden aus dem Beruf oder in der Teilzeitarbeit ihre finanzielle Unabhängigkeit aufgeben, wird die Ehe als Versorgungsanstalt wirtschaftlich unumgebar. Deswegen sind die weniger gut verdienenden Familien an der Erhöhung des Kindergeldes und die besser verdienenden am Ehegattensplitting vitaler interessiert als an Ganztagskrippen und -schulen. Die finanzielle Abhängigkeit vom Ehemann führt zum unerbittlichen Einrasten der traditionellen clichés: Der Ehemann verdient und die Ehefrau, Engel im Haus, sorgt für die Familie. Dass dieses Modell jetzt von homosexuellen Paaren übernommen wird, halte ich nicht wirklich für einen Fortschritt. Mit diesem Geschlechtermuster fällt Deutschland reaktionär hinter seine europäischen Nachbarn, die wesentlich emanzipiertere und erotisch interessantere gesellschaftliche Modelle entwickelt haben, zurück.

Ein solches Rollenmodell steht im schroffsten Gegensatz zu unserem Selbstbild. Wir verstehen uns als gleichberechtigte Gesellschaft, die eine gleichberechtigte Verteilung der Belastungen durch die Familie anstrebt und beiden Geschlechtern gleiche Verwirklichungen im Beruf einräumt. Kinder bedeuten deswegen in Deutschland vor allem: Rückfall in ein Rollenmodell, das man für überwunden hält, Rückfall in eine Paarstruktur, die als überholt gilt, Rückfall in wirtschaftliche Abhängigkeit, die mit unseren Normen eines gelungenen Lebens nicht zu verbinden ist. Und das sich freiwillige Begeben in die Abhängigkeit der Institution Ehe, deren Zerbrechlichkeit jeden Tag vor Augen steht. Ganz inkonsequent ist es vor dieser Art von Szenario, dass jetzt die Ehemänner noch nicht einmal dazu verpflichtet sind, den Lebensstandard nach der Scheidung für die Frau zu sichern, die sie zur Mutter ihrer Kinder – und das heißt zu einer Frau, die in gegenseitigem und gesellschaftlichem Einverständnis eben nicht ihrer Karriere nachgegangen ist – gemacht haben.

Folglich gelten Kinder hierzulande als mit dem normalen, erwachsenen Leben, das sich durch finanzielle Autonomie auszeichnet, nicht vereinbar. Man kann sie erst bekommen, wenn man das Leben gelebt, seine Freiheit und Unabhängigkeit genossen und im Beruf seinen Mann gestanden hat. Denn schließlich sind die meisten Leute hierzulande davon überzeugt, dass die intellektuelle Stimulanz, die finanzielle Autonomie und das damit einhergehende Selbstwertgefühl aufgeben zu müssen, um Mutter zu werden. Zum einen macht das das Fenster, das gegen alle biologischen Entwicklungen als ideal für die Geburt eines Kindes gesehen wird, so extrem eng. Zum anderen haben viele Frauen mit Uni-Abschluss soviel von der Welt und der Liebe gesehen, aber auch so viel Spaß am Beruf gefunden, dass

sie ihre Unabhängigkeit nicht so leicht aufgeben. Wehmut, Schmerz und Trauer begleiten diesen Verzicht auf Kinder fast immer, der selten als Triumph des Egoismus erlebt wird.

Frauen, die sich für Kinder entscheiden, nehmen den Verlust von sozialen Kontakten, von beruflichen Chancen und finanziellen Nachteilen hin. Vor allem aber büßen sie nach eigenen Aussagen gesellschaftliches Prestige ein. Mütter begeben sich hierzulande mit bestem Wissen und Gewissen in der überwältigenden Mehrheit in eine Situation, die sie selber für unaussprechlich halten. Frauen - und Männer -, die sich gegen Kinder entscheiden, entscheiden sich damit vor allen Dingen gegen die Regression in eine solche Paarstruktur.

Kardinal Meissner muss man also sagen, dass das mit den wenigen Kindern nicht an der vielgescholtenen Emanzipation liegt, unter der ich hier jetzt erst einmal ökonomische Unabhängigkeit verstehe. Diesem Irrtum unterlag auch Frau Hermann schon mal. Und dieser Irrtum hat jetzt zur Herdprämie geführt. Der wirkliche Fehler liegt darin, dass die Mütter sich nicht emanzipiert haben – dass wir uns, es noch einmal mit Pestalozzi zu sagen, nicht vorstellen können, dass eine Frau Weltweib und Mutter ist. Die Kinderzahl ist in den Ländern am höchsten, wo die Gleichheit zwischen den Geschlechtern die größte ist. „Um Menschen in modernen Industriestaaten zu höheren Kinderzahlen zu motivieren, resümiert das Berliner Institut für Bevölkerung und Entwicklung, „scheint weniger die Höhe von Geburtsprämien, Kindergeld und sonstigen Transferleistungen entscheiden zu sein. Ausschlaggebend ist eher die Gleichstellung von Männern und Frauen in der Gesellschaft.“ Und wo man nicht gleich mit Haut und Haaren Mutter werden muss, zur Mutter bekehrt wird gewissermaßen, sondern all das mit einem Glas Champagner auch mal auf die leichte Schulter nehmen kann. Wir gestehen hier, ganz pestalozzimäßig, den Müttern weder Karrierepotenz noch Sexiness und Weltläufigkeit zu. Um es mit Virginia Slims zu sagen: *We still have to come a long way, girls.*’

Unsere Gesellschaft ist in zwei Teile auseinandergefallen. Auf der einen Seite haben wir Leute mit Kindern, die in Paarstrukturen leben, die die Mütter selbst als wenig prestigeträchtig empfinden und vor denen nicht wenige Männer zurückschrecken. Hier gibt es Ausnahmen, aber das sind eben Ausnahmen. Auf der anderen Seite haben wir Leute ohne Kinder, die neue Paarkonstellationen leben, sich aber vor allem über ihren Beruf identifizieren. Das ist ein bedeutender, aber immer noch der kleinere Teil der Bevölkerung. Es ist zweifelsfrei der besser ausgebildete. Beide Teile vereint bei entgegengesetzter Entscheidung eine in Europa einmalige dogmatische Verhärtung, die das, was überall um uns herum passiert, zum Tabu erklärt: die jenseits der Grenzen und manchmal sogar nebenan in alltäglicher Selbstverständlichkeit vorgelebte Vereinbarkeit von Kindern und Berufsleben. Und für dieses selten ausgesprochene, aber umso wirksamere Dogma, das keiner empirischen Prüfung standhält, bezahlen wir gesellschaftlich, vor allem aber in unserem eigenen Leben einen viel zu

hohen und - das ist die eigentliche Tragik - ganz und gar überflüssigen Preis; überflüssige Märtyrerinnen auf der einen, überflüssiger Verzicht auf Kinder auf der anderen Seite.

Man kann sich fragen, warum man an diesem deutschen Dogma in so unverbrüchlicher Nibelungentreue hängt. Wie ist im Fall der „deutschen Mutter“ die nachgerade schizophrene Spaltung des öffentlichen Diskurses zu erklären, der ausdrücklich beiden Geschlechtern die gleichen Möglichkeiten in Karriere und Beruf garantieren will, andererseits aber Karriere und Kinder für Mütter praktisch und symbolisch für inkompatibel erklärt? Diese Spaltung des öffentlichen Bewusstseins ist der tiefere Grund dafür, dass wir in Sachen Kinderbetreuung keine klare Linie fahren können und uns und vor allen Dingen die jungen Frauen in unproduktiven Widersprüchen, die teuer und schädlich sind, verheddern.

Unser gesellschaftlicher Raum ist von einer Topik beherrscht, in der die Familie gegen die Welt steht. Diese Topik hat ihren Ursprung in Luthers Neubewertung der Familie. Luther hat Familiendienst zum Gottesdienst erklärt. Nicht mehr das Kloster oder die Kirche, sondern die Familie als Ort der Kindererziehung stand damit als Ort des möglichen Heils gegen die Verderbtheit der Welt. Das Ideal der Braut Christi (Héloïse) – einer herrenlosen Frau - wurde durch das der Hausfrau, Ehefrau und Mutter ersetzt. „Die Frau sitzt zu Hause, wie der Nagel in der Wand.“ In katholisch geprägten Ländern hingegen steht die Familie jedenfalls bis weit ins 19. Jahrhundert hinein selbstverständlich auf der Seite der Welt – auf der anderen steht ja bekanntlich Kirche oder Kloster (das sollte sich in Frankreich erst im 19. Jahrhundert ändern). Die Familie ist in dieser Tradition anders als in der protestantischen nicht Ort des Heils oder wie man moderner sagt, Garantie des Menschlichen. Sie ist Welt. Die Mütter wurden nicht gründlich reformiert und durften Frau, Weltweib bleiben. Das ändert sich erst mit Rousseau, der Republik und für Frankreich prägender mit Balzac und der jesuitischen Rhetorik, die die Familie zum Raum des Opfers und des Heils erklärten. Der aristokratische Einfluss überwog jedoch (so müssten die Frauen nicht aufhören, Frauen von Welt zu sein) und die Bürger aristokratisierten sich, während in Deutschland das Bürgertum den Adel gründlich reformierte. Siehe Luise von Preußen, die mit der Mission durch die Lande zog, aus allen Frauen von Welt Hausfrauen, Ehefrauen und Müttern zu machen.

Aus dieser Topik ergibt sich, dass es in deutscher Politik einen wichtigen Strang gibt, der Mutterpolitik ist. Politik in Deutschland hat die Mütter nicht links liegengelassen. Die Mutter ist ein Herzstück deutscher Politik. Das Konstrukt der Mutter war in Deutschland treibende Kraft der Reformpolitik und gleichzeitig nationaler Identitätsfindung, etwa gegen den Erbfeind. Seit 1800 hat sie eine eminent politische, ja außenpolitische Funktion. In Deutschland wie in Frankreich war die Mutter die

Schlüsselfigur für die Trennung der Geschlechter und den Ausschluss der Frauen aus der öffentlichen Sphäre. Aber in Deutschland bekam sie eine Aufgabe. An ihrem Wesen sollte die Welt genesen.

Diese Mütterpolitik, die die Welt aus dem Geiste einer mütterlich dominierten Familie heraus reformieren sollte, ist in den skandinavischen Ländern zum Zuge gekommen. In Deutschland hingegen hat der Nationalsozialismus Mütterlichkeit als gesellschaftsreformatorisches Modell gestoppt. Die öffentliche Sphäre wurde als frauenfreier, männlicher Raum bestimmt. Alle Beamtinnen etwa, egal ob jüdisch, katholisch oder evangelisch, wurden aufgrund ihres Geschlechtes kurzerhand entlassen. Eine à propos weibliche Rollenvorbilder nie ganz aufgearbeitete Ungeheuerlichkeit, die so weit zurück gar nicht liegt. Zur Durchsetzung seiner Politik griff der Nationalsozialismus massiv in die Familie ein. Seine Modernität lag unter anderem darin, die Kinder in Jugendgruppen unabhängig von der Familie zu organisieren. Das Misstrauen, was wir hierzulande aller ausserhäusigen Kinderbetreuung gegenüber haben, hängt sicherlich auch mit diesem Trauma eines totalitären Staates zusammen, der durch die Beeinflussung der Kinder und Jugendlichen die Familie zu kontrollieren suchte.

Die Nachkriegspolitik hat sich zur Restauration der patriarchalischen Kleinfamilie entschlossen, die der Nationalsozialismus mit seinem Bündnis zwischen Mutter und Staat massiv erschüttert hatte. In der Nachkriegspolitik der Bundesrepublik steht die von mütterlichen Werten bestimmte Familie noch immer gegen die Welt. Die regressive Nachkriegspolitik, die erst einmal das lädierte Patriarchat restaurierte, hat Mütterlichkeit in den familialen abgeschlossenen Raum als Gegenwelt verwiesen. In der Frontstellung gegen die DDR war die Restauration der Rollenbilder des 19. Jahrhunderts ein voller Erfolg.

In Frankreich hingegen haben Frauen anders als in Skandinavien nicht als Mütter, sondern als Bürger den Zugang zum Arbeitsmarkt gewonnen – als Bürger, die von der Gemeinschaft begehrte Kinder bekommen können, für die diese Gesellschaft dann auch etwas tut. Anders als in Deutschland sind gerade die gutausgebildeten Schichten im Pariser Raum der Meinung, dass die Kindererziehung bei den staatlichen oder privaten Institutionen in besseren Händen liegt als bei den Müttern. Vor allen Dingen aber glaubt man sowohl in Frankreich, als auch in Skandinavien, dass auch Mütter vor allen Dingen Frauen bleiben – Weltweiber, Frauen von Welt. In Deutschland hingegen ist die Familie Garantie einer besseren Welt geblieben. Sie steht einer harten Welt gegenüber, in der herzlose Karrierefrauen aber nicht Mütter einen Platz haben.

Hin und wieder ist es ganz nützlich, einen Blick auf die Fakten zu richten. Die Kinder unserer französischen und dänischen Nachbarn sind nicht neurotischer als unsere. Sie weisen keine Verwahrlosungserscheinungen auf und haben keine ernsthaften Leistungsblockaden. Sie sind nicht bindungsunfähig, emotional gestört, obwohl ganztägige Betreuung in Tagestätten und Schulen zum

Alltag gehört. Auch habe ich bisher von niemandem gehört, dass die dänische oder die französische Gesellschaft unmenschlicher sei als die deutsche. Mütter, die ihren Platz in der normalen Welt der Erwachsenen haben, die in der wirtschaftlichen, politischen, erotischen Welt zuhause sind, sind keine Gefahr für ihre Kinder.

Dass sie wie die Väter arbeiten und womöglich dabei mehr Erfolg haben, ist nicht nur für ihre Töchter ein gutes Vorbild, sondern auch für die Söhne, die lernen, Frauen, mit denen sie konkurrieren, zu lieben statt sich in der Männerecke zu verbiestern. Wir sollten den Mut haben, uns auf den Weg in eine zivilisiertere Gesellschaft zu machen, in der sich die Geschlechter auch auf dem Arbeitsmarkt mischen und weibliche Karrieren normal sind. Dazu gehört es auch, mit der Verteufelung der modernen Gesellschaft und Arbeitswelt aufzuhören, gegen die man als letztes Bollwerk die Familie als Garantie des Menschlichen errichten muss – ein, wie mir scheint, paranoides Konstrukt. Wir leben, meine ich, in einer Gesellschaft, die mehr Vertrauen verdient.

Ganz entspannt glücklich und ohne den auf Dauer gestellten Konflikt, ohne schlechtes Gewissen, das leben unsere Nachbarn uns vor, kann man beides haben: Kinder und einen erfüllten Beruf. In das andere - amerikanische - Extrem, in der die Arbeit eine Säkularreligion geworden ist, müssen wir dabei ja nicht sofort fallen. Erst wenn man nicht mehr glaubt, für die Kinder die absurdesten Opfer bringen zu müssen, die letzten Endes allen eine unnötige Last aufbürden, gibt es eine Chance auf mehr Kinder.

**Die Landeskoordination Netzwerk W und
die Netzwerke W Kleve und Wesel
danken der Autorin für die
Bereitstellung des Vortragstextes.**

*Frauen.Familie.Beruf. Alles für die Vereinbarkeit?! Wenig für die Rente! Haltungen und (Aus-)Wirkungen in der Frauenerwerbstätigkeit.

Gemeinsame Veranstaltung der Netzwerke W Kleve und Wesel am 6.5.2014 in Moers, Grafschafter Museum.

Informationen zur Autorin unter www.barbaravinken.de